

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

65^{tes} Stück, den 22. August 1808.

Die Prozeßion zu Aix *).

Wie jedes Fest den Charakter seines Volkes annimmt, und wunderbares Zusammentreffen der Umstände daran mit modeln hilft, so hat auch dieses Fest durch René eine ganz eigene Gestalt bekommen. René**), als Ritter tapfer, als König liberal, Dichter, Maler und Musiker, Gott und den Damen dienend, prägte ihm seinen ganzen Geist und Geschmack auf, gab für den ersten Aufwand eine beträchtliche Summe, und für den zukünftigen einen guten Fonds her (1462). Man feierte es bis 1645 ungehindert fort, und nur die Revolution hob ein Fest auf, was mit allen seinen Abenteuerlichkeiten weder Eadel noch Verbot, aus den Herzen des Volkes hatten reißen können. Dieses hat es

auch seitdem wieder begehrt, und man feiert es zu Aix (in der Provence) noch jetzt auf die alte Weise.

Am Pfingstmontage ernennt man die Häupter des Festes, den Lieutenant des Liebesfürsten, des Königs von Basoche und des Jugend-Abtes (prince d'Amour, Roi de la Basoche, et l'abbé de la Jeunesse). Am Dreieinigkeitsstage wählen sich diese ihre Gehülfen, so daß den ganzen Tag alle Straßen von den Mitspielenden bedeckt sind. Am heiligen Abend vor dem Feste begeben sich die Stabträger des Königs, de la Basoche, und des Abbé de la ville in die Domkirche. Sie gehen im Duplirschritt nach der Melodie eines lebhaften Liedchens. Dieß heißt pasado (la passade). Vor den Damen bleiben sie stehen, um ihre Künste zu zeigen.

*) Aus Millin's Reise ins mittägliche Frankreich. Paris, 1807.

**) Titular-König von Neapel.

Man nahm eben die Kleider und Attribute der Götter heraus: jeder wußte schon, welche Rolle er spielen würde, wie denn einer, den man nicht unter die Zahl der Teufel aufnehmen wollte, seine Richter durch den Grund gewann: „Mein Vater ist Teufel gewesen, mein Großvater auch: ich sehe also nicht ein, warum ichs nicht seyn soll!“ — Man rief nach und nach den ganzen Olymp herbei: ein Fleischerbengel sollte als keusche Diana auftreten, ein ungeschlachter backiger Junge als zarter Liebesgott; die hehre Juno fluchte, und Mars, der Furchtbare, ward von der Venus unsanft weggeschuppt, weil er bei ihrem Puße hinderlich gewesen war, da sie eben ihr Haar mit einem Lichtstümpfchen aufwischte. Kurz, der ganze Olymp war in furchtbarer Verwirrung und Bewegung, und der Einzige, der sie unwillig auf ihre goldnen Stühle zur Ruhe hatte weisen können, Zeus Kronion, sah bis zum Lachen fürchterlich aus. Es war wirklich ein lebendiges Gemählde von Hogarths Comödianten, die sich in einer Scheune anpußen. — Uebrigens erhält jeder Gott, Teufel, Tänzer ic. für jeden der 3 Tage sein Tagelohn (20 Sous), und was er beim Feste gewinnt, ist sein; Kleider und Masken gibt die Stadt her.

So setzte sich denn nun der feierliche Zug in Bewegung. Den Anfang machten vier Stabträger (Marschälle), die über ihre aufgepufften und mit Bändern besetzten Kleider eine Leibbinde von der Farbe tragen, welche der Abbé de la Jeunesse oder le Roi de la Basoche gewählt hat. Ihnen folgten zwei Fackelträger, Polizeidiener, die durch Schild und Rohr kenntlich waren, und Po-

liceiwache. Hierauf kam die Sama, (la renommée) auf einer schwindstüchtigen Währe, welche ein Fackelträger führte. Man hat Coustou getadelt, daß er die Göttinn auf dem Rücken des kühnen Pegasus vorgestellt, weil sie ihren eigenen Pfeilschnellen Flügeln vertrauen müsse; aber was würde man gesagt haben, hätte man die hundertzüngige Göttinn auf einer solchen Rozinante gesehen. Die hohen Thaten, die diese mit ihrer Trompete verkündet, werden sich schwerlich über das Stadtviertel hinaus erstrecken. Hierzu kam noch ihr sonderbarer Anzug. Sie trug eine Art von gelbem Priesterrock, aus welchem ein paar große Gänseflügel herausguckten, eine weiße Halskrause, eine rothe Mütze, gelb besetzt, mit vier kleinen Flügeln und einem Federfuß. Die Pfeifer und Tambours um sie herum machten ein Concert, das einer Göttinn, die Lärm und Geräusch liebt, gewiß gefallen mußte.

Vor der neuen Gruppe, wie vor oder hinter jeder folgenden, kamen wieder Fackelträger. Der Trupp selbst war zu Pferd und zu Fuß, mit Trommel und Fahne: sie trugen lange Spieße, und auf dem Rücken des Wammfes wie an der Stirne den goldnen Schmuck (croissant d'or), den ein gutmüthiger Nachbar dem andern aufheftet, ohne daß ihn dieser begehrt, und den eine ganze Brüderschaft trägt, von welcher kein Ehemann ein Mitglied zu seyn glaubt. Doch hier bedeutet er nichts Schlimmes; dies sollen die Ritter der Wache (güet) d. h. die Ceremonien-Ritter, seyn, und an die Ritter du Croissant erinnern, eines von René (1448) gestifteten Ordens, in welchem niemand aufgenommen wurde, der nicht aus

fürstlichem Geblüte oder von alten Ahnen war, worin jeder außer täglichen Uebungen der Andacht wechselseitige Liebe und Treue, und Achtung gegen die Frauen geloben mußte, und der durch das zunehmende Mondhorn (croissant) das Zunehmen in trefflicher Tugend und Ehre andeuten sollte. —

Ein neues Häufchen von Pfeifern und Trommlern kündigte den Herzog und die Herzoginn von Urbino auf Eseln an. (Vielleicht weil dieser Herzog 1460 von dem Grafen Piccinino geschlagen wurde, der die Truppen Johannes von Anjou, René's Sohn, anführte.) Der Herzog war abenteuerlich in Gelb und Roth gekleidet, auf dem Kopfe eine Mütze, darüber eine Krone, und in der Hand einen Blumenstrauss. Die Herzoginn konnte kaum aus ihrer ungeheuren Perrücke hervorsehen: ihre Krone war mit weißen und grauen Federn geschmückt, und sie fächelte sich auf eine lächerliche Weise mit einem mächtigen Fächer. René ward so von seinem Volke geliebt, daß es seine Anhänglichkeit wahrscheinlich durch den schimpflichen Auspuß ausdrücken wollte, den es dem Feinde seines Königs gab: auch kündigt noch heut zu Tage ein gellendes Gelächter die Ankunft der Esel an, welche mit ihren regierenden Häuptern drollig daher traben.

Hierauf folgen andre Wachritter mit Trompeten und Cimbeln, als Vorläufer des Momus. Er trägt einen buntscheckigen Rock, wie die Mütze, mit Schellen besetzt, die Narrenkolbe in der einen, die Maske in der andern Hand.

Wenn Momus zu Pferde ist, so dürfen auch die andern heidnischen Götter reiten. Das ist aber auch ihr Triumph, und alle

andere Gruppen, die nicht wesentlich, gehen zu Fuß. Merkur erscheint mit Flügelhut und Caduceus in Gesellschaft der Nacht. Sie müssen ja sowohl in Einigkeit leben, weil Eines des Andern bedarf, und Molliere läßt sie daher in seinem Prologe zum Amphitryon ein Gespräch mit einander halten. Das schwarze Gewand der Göttinn ist mit Sternen besäet, und in der Hand hält sie den schlafbringenden Mohnstengel.

Eine bucklige Gesellschaft läßt uns die Erscheinung des düstern Pluto und aller schwarzen Götter seines Reiches hoffen. Die erste Gruppe ist die der armen Nazcassetos, die die Aussätzigen der heil. Schrift vorstellen müssen, und vielleicht ihren Namen von dem Kriege zwischen den Nazats und Carcisten haben. Ihre ganze Kleidung besteht aus zwei Eselsfellen (Schurzfellen) mit Franzen, das eine vorn, das andre hinten, mit zwei Reihen großer Schellen, die kreuzweis darüber weggehen. Einige haben entsetzlich große Kämme, andere Bürsten, andere ungeheure Tuch-Scheeren: alle aber Glasköpfe, und so sind sie unablässig bemüht, die Perrücke zu kämmen, zu scheeren, zu bürsten, die ein anderer Nazcasseto auf seiner Glase trägt, der diesen lästigen Barbieren immer zu entlaufen sucht.

Hinter diesem höckerigen und kläglichem Haufen kommt der weise Gesetzgeber Moses. Seine Stirn war mit zwei Lichtstrahlen geziert, und mit dem Stabe zeigte er auf seine Gesetztafeln; neben ihm der Hohepriester mit seinem Kopfschmucke (circularis) und Brustschilde: beide geben sich Mühe die Israeliten zum rechten Gottedienste zurück zu bringen. Aber diese

ergeben sich dem Götzendienste, tanzen um das goldne Kalb, das einer in ihrer Mitte auf einem Stecken trägt, und mit tiefer Verachtung schreien sie ouhoou, ouhoou, wenn sie vor Moses und dem Hohenpriester vorbeitanzen. Ein anderer wirft eine arme Katze so hoch in die Luft, als er kann, und fängt sie mit vieler Geschicklichkeit wieder auf, daher man dies das Katzenspiel (lou jounce dou cat) nennt. Die Israeliten tragen schwarze Mäntel und einen häßlichen Dickkopf (têtières, testieros), der durch zwei ungeheure Geweihe (bosses) noch häßlicher wird. Diese Köpfe sind von Pappe und so groß, daß man den ganzen Kopf hineinstecken kann: welche Lust gehört dazu, in ein so schweres und ekles Gehäuse zu kriechen, in welchem sich Fett und Schweiß seit viertehalbundert Jahren angefüllt haben! Am Dreieinigkeitsstage gehen die Teufel und Nazcassetos mit ihren Kopsmasken zur Kirche, um sie mit Weihwasser zu besprengen, und das Kreuz darüber zu schlagen, damit sich nicht Einer mehr, nämlich der leibhaftige Teufel, unter ihnen sehen lasse, wie es einmals der Fall gewesen seyn soll.

Die Israeliten verachten die weisen Lehren ihres Führers und ihres ehrwürdigen Hohenpriesters: die Hölle siegt. Der Gott, der dort herrscht, Pluto, erscheint in schwarzem, mit Flammen besäeten Gewand, einer schwarzen, rothbefleckten Halskrause, und einer schwarz und rothen Mütze, in Gestalt einer Krone. In der einen Hand trägt er den furchtbaren Scepter, das Schrecken

der Abgeschiednen, in der andern den Schlüssel, womit er das Land verschließt, aus welchem kein Sterblicher den Fuß zurücksetzt. Seine Gattinn folgt ihm in gleichem Costum, die in einer Hand die Fackel, das Sinnbild der höllischen Qualen, in der andern ebenfalls einen Schlüssel hält, um anzudeuten, daß sie nicht weniger die Macht zu binden habe, als er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kolonien der europäischen Mächte *).

Schon seit mehreren Jahrhunderten haben die Seemächte Europa's es sich zur wichtigen National-Angelegenheit gemacht, sich in fruchtbaren Gegenden der andern Erdtheile Besitzungen, vorzüglich Inseln, zu verschaffen, die man Kolonien nennt, weil ihr erster Anbau von Leuten aus der erobernden europäischen Nation geschah, und weil die Europäer Eigenthümer der verschiedentlich darauf angelegten Pflanzungen von Koffeebäumen, Zuckerrohr &c. sind. Der große Nutzen, den solche Kolonien dem Lande, welchem sie angehören, (dem sogenannten Mutterlande) gewähren, bestehet darin, daß sie in der Regel alle ihre Erzeugnisse an niemand anders als an das Mutterland verkaufen dürfen, welches solche auf seinen eigenen Schiffen abholt und nach Europa bringt. Hierdurch verdient das Mutterland nicht nur die Fracht, sondern es kauft aus der ersten Hand auch bei weitem wohlfeiler ein, als die übrigen europäischen Nationen,

*) Nach dem französischen 1807 erschienenen Werke des De Pons.

welche keine Kolonien besitzen. Ein noch größerer Vortheil für das Mutterland liegt darin, daß es den Einkaufspreis ganz in seiner Willkür hat, indem kein Käufer aus andern Nationen sie überbieten darf, und folglich die, im freien Handel für den Verkäufer so gewinnvolle, Zusammenströmung mehrerer Käufer wegfällt. Wissen also die Käufer aus dem Mutterlande, daß die einzukaufenden Artikel reichlich gewonnen worden, so bieten und geben sie vielleicht ein Drittheil weniger als fremde Käufer zur nämlichen Zeit würden gegeben haben; haben aber die Pflanzungen wegen ungünstiger Witterung, schädlicher Thiere und dergl. nur eine kärgliche Ernte gehabt, so geben die Käufer darum nichts mehr, da sie nur immer den Preis vor Augen haben, für welchen sie die Colonialwaaren in Europa wieder verkaufen können.

Alle Bedürfnisse, welche die Kolonien aus einer andern Gegend nehmen müssen, sind sie ebenfalls in der Regel gezwungen, lediglich vom Mutterlande zu kaufen. Mithin ist in diesem gegenseitigen Handel aller Vortheil für letzteres, und aller Schaden nur für erstere.

Frankreich besitzt in seinem Domingo, (jetzt bis auf einen kleinen Theil in der Gewalt der aufrührerischen Schwarzen) in seinem Guadeloupe, Guiana, und in den Inseln de France und Reunion nicht den zwanzigsten Theil der Kolonien, welche andere Seemächte (Portugal, Spanien und England) nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerung haben. Dies ist also für eine Na-

tion von 34 bis 36 Millionen Menschen, für ihre so weitgedehnten Küsten, für zahlreiche Matrosen und Handelsstädte, und insbesondere für eine industriöse und spekulationsfähige Nation viel zu wenig, und nach allem, was schon geschehen, ist von ihrer Regierung mit Gewißheit zu erwarten, daß sie die allererste Gelegenheit benutzen werde, dieses schädliche Mißverhältniß zu heben.

Dieses Mißverhältniß ist entstanden, weil Frankreich von 1692 an seine Marine vernachlässigte, und dagegen dem schnellen Anwachse der englischen gleichgültig zusah. Frankreich gab also dadurch zu erkennen, daß es damals noch nicht den großen Nutzen der auswärtigen Besitzungen und die Wichtigkeit des Grundsatzes kannte, je mehr Matrosen für Kauffarthenschiffe im Frieden, desto bessere Seeleute im Kriege.

Im Kriege von 1756 verlor es an England Kanada und Newfoundland in Nordamerika, die Inseln Dominique, Grenada, St. Vincent und Tabago in Westindien, und die Niederlassungen am Senegal in Afrika. Im Kriege von 1783 aber ließ es die Gelegenheit, sich mit Kolonien zu bereichern, unverzeihlicher Weise aus den Händen schlüpfen, indem es mehrere, den Engländern abgenommene westindische Inseln, bis auf Tabago, ganz ohne Noth zurückgab.

Was Frankreich an Kolonien zu wenig hat, haben Portugal und Spanien davon zu viel. Portugals Bevölkerung beträgt nur 2 Millionen, und es besitzt ohne die kleinern Kolonien Goa in Ostindien, die afrikanische Insel Madera, und in

Südamerika das mit etwa 1 Million *) bevölkerte und beinahe die Größe von Europa habende Brasilien. Spaniens Kolonien sind noch größer und ausgebreiteter, wovon wir hier nur die philippinischen Inseln in Asien, Cuba in Westindien, und Mexico, Peru, Chili und Buenos-Ayres in Amerika nennen wollen.

England hat in allen 3 Erdtheilen Länder und Niederlassungen, z. B. in Afrika das Vorgebirge der guten Hoffnung, in Nordamerika Canada, in Australien Port Jackson in der Nähe von Botany-Bay. In Westindien besitzt es die meisten Inseln, von denen Jamaica die größte und blühenste ist. Seine erstaunenswürdigste Besitzung aber hat es auf der Halbinsel dießseits des Canals und auf einem Theile des festen Landes von Ostindien. Hier beherrscht England, welches im Mutterlande nur gegen 15 Millionen Menschen zählt, nicht 34 Millionen, wie viele Reisebeschreiber bisher annahmen, sondern nach der, nun so genau als möglich ausgemittelten Menschenzahl jeder einzelnen Provinz, die ungeheure Menge von 64 Millionen, also mehr als Portugal, Spanien, das heutige Frankreich und Deutschland zusammen. Die Provinz Bengalen enthält allein 14 Mill. Menschen. Die Einkünfte aus diesem fruchtbaren Reiche, dessen Größe ungefähr der von ebengenannten europäischen Ländern gleich kommt, betragen jetzt 157 ½ Millionen Thaler, wovon der reine Ue-

berschuß nur zum kleinsten Theile in die Staats-Kassen Englands, der größte hingegen in die Kassen von Privatpersonen, nämlich der Kaufleute fließt, welche Mitglieder der ostindischen Compagnie sind. Zur Besatzung dieses Landes hält die ostindische Compagnie 16,000 europäische **) und etwa 100,000 eingeborne Truppen, oder sogenannte Seapops. Bei jeder Compagnie der letztern befinden sich, außer 2 eingebornen, noch 3 europäische Offiziere. Die Seapops sind ganz auf europäische Art bewaffnet und exercirt.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Ehrgefühl eines Negers.

Ein Negerklave, Quaschi, war mit seinem Herrn als Gespieler aufgewachsen, und zeigte stets so viel Anhänglichkeit und ein so wackeres Gemüth, daß er Aufseher der Sklaven ward, als sein Jugendfreund die Pflanzung erbt. Die Ehrerbietung, die Quaschi seinem Herrn widmete, ward durch die liebevolle Neigung gemildert, welche er, der froh verlebten Kindheit eingedenk, stets gegen ihn empfand. Den Vortheil seines Herrn betrachtete er wie seinen eigenen, war ein Muster von Fleiß, und ein seltenes Band von Treue und Vertrauen schien Herrn und Sklaven unauslösllich zu verbinden. Der Gebieter belohnte gutes Betragen, aber auch unbittlich gegen Fehler, und nur geneigt, statt redender Beweise der Stimme ungerechten Vorurtheils zu folgen. Quaschi konnte sich

*) So viel möchte man höchstens für diese portugiesische Besitzung annehmen können. Raynal zählt nur 800,000. Man sehe über Brasilien die Miscellen zum vorigjährigen Jahrgange des Dresdner Anzeigers, Nr. 80 und 82.

**) Nach andern Angaben gegen 28,000 Mann.

einst wegen eines Vorfalls nicht zu des Gebieters Zufriedenheit rechtfertigen, und ward mit der schimpflichen Peitschenstrafe bedroht. Er kannte seinen Herrn zu gut, um an der Erfüllung der Drohung zu zweifeln. Ein Neger, der bis in's männliche Alter nie jene Strafe erlitten hat — ein sehr seltenes Glück! — ist stolz auf die, bei ihnen so hoch geschätzte, Glätte der Haut, die nie von der Peitsche zerrissen ward, und nicht ungewöhnlich ist es, daß ein braver fleißiger Neger sich selbst ersticht, wenn ein harter Aufseher, wegen eines unbedeutenden Fehlers oder aus barbarischer Laune ihn gepeitscht oder mit der Peitschenstrafe ihn bedroht hat. Auch Quaschi fürchtete sich vor einer solchen Kränkung seiner unverletzten Ehre, und entfloh, um die Strafe zu vermeiden. Es geschieht häufig, daß ein Sklave, den die Furcht vor der Strafe zur Flucht treibt, zu einem Freunde seines Herrn Zuflucht nimmt, ihn um Fürsprache zu bitten, und oft sucht der Eigener der Pflanzung die Sache zu einer solchen Vermittelung zu leiten, wobei Strafe für Kleinigkeiten vermieden wird, und doch das Ansehn des Herrn nicht leidet. Quaschi verbarg sich, ehe er den Beschützer aufsuchte, den er ansprechen wollte, unter den Negerhütten seines Herrn, und seine Mitsklaven hatten zu viel Achtung gegen ihn und zu viel Ehrgefühl, um den Flüchtling zu verrathen. Der nächste Tag war festlich in der Familie des Herrn der Pflanzung, sein Wetter wurde

mündig. An diesem Tage hoffte Quaschi mit seiner Bitte zu dem Herzen des Gebieters zu dringen, das die Fröhlichkeit geöffnet hatte. Als er eben auf dem Wege war, den Wetter um Vermittelung zu ersuchen, begegnete er seinem Herrn, der auf seinen Feldern spazieren ging. Quaschi floh, sein Herr verfolgte ihn. Der Sklave stolpert, als jener eben die Hand ausstreckt, ihn zu fassen. Beide fallen nieder und ringen, in heftigem Kampfe. Endlich wirft sich Quaschi auf die Brust seines Herrn, der athemlos und keuchend unter ihm liegt, und mit Schenkel und Arm unbeweglich fest gehalten wird.

Der Sklave zog ein scharfes Messer hervor, und während sein Herr in angstvoller Erwartung verzweifelt lag: hob Quaschi an: Herr, ich bin mit euch seit von Kindheit an aufgewachsen. Ich war euer Gespieler, ich habe euch geliebt wie mich selbst, und stets euren Vortheil eifrig gesucht. Ihr habt ungerechten Verdacht auf mich geworfen. Selbst wenn ich schuldig gewesen wäre, hätte meine Liebe gegen euch mir das Wort reden können, aber ihr habt mich zu einer Strafe verurtheilt, wovon mir immer das schimpfliche Maal geblieben wäre. — Bei diesen Worten riß er sich das Messer mit einem kräftigen Zuge durch die Kehle, und fiel todt auf seinen Herrn nieder, den er mit seinem Blute badete.

N o t i z e n.

Am 2ten dieses Monats verlor Wittenberg einen seiner trefflichsten ältesten Lehrer, die Ge-

lehrten-Republik einen ihrer thätigsten und gebildetsten Bürger, die Menschheit eines ihrer edelsten

Mitglieder — Joh. Matthias Schröckh. Zwar gehörte er Sachsen nicht durch die Geburt an, (er ward zu Wien 1733 geboren) aber ein halbes Jahrhundert lang bildete er durch seine Lehren Tausende von den Söhnen dieses Landes. Im Jahre 1756 habilitirte er sich in Leipzig zum akademischen Lehrer, und als er hier elf Jahre (seit 1762 als ordentlicher Professor der Philosophie) gewirkt, und zwei schätzbare Werke, die Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, und die allgemeine Biographie angefangen hatte, ward er 1767 zum Lehrer der Dichtkunst in Wittenberg ernannt, wo er 1775 Ritters Nachfolger in dem Lehramte der Geschichte ward. Von seinem Aufenthalt in Wittenberg an, begann er das große unsterbliche Werk seines Lebens, die Kirchengeschichte, welche er bis auf die Reformation in 35 Theilen vollendete. Die Fortsetzung desselben fing er noch voll frischer Kraft im hohen Alter an, und hinterließ den achten Theil in der Handschrift. Als er am Morgen seines 75. Geburtstages, am 26sten Julius d. J., Bücher zur Bearbeitung des 9ten Theils, der das Werk beschließen sollte, zutrug, fiel er von der Leiter und brach das rechte Schenkelbein. Die Folgen dieses unglücklichen Falles zerstörten die Lebenskraft des edlen Greises, die durch Altersschwäche und vorhergegangene Krankheit schon sehr angegriffen war. Treu erfüllte er die Pflichten seines Lehramts, bis zum Ausbruch des Krieges 1806, dessen Schreck-

nisse ihn hart trafen, und seit Ostern 1807, wo er von einer hartnäckigen Krankheit erarissen wurde, hatte er seine Vorlesungen aussetzen müssen. Am 4. August Nachmittags ward seine Leiche feierlich beerdigt. „Wie viel hat er — sagte der würdige General-Superintendent D. Nitsch in den Worten *) voll Wahrheit und Gefühl, die er am Grabe des Vollendeten sprach — wie viel hat er, als Schriftsteller, gewirkt und genützt! Mit welchen Denkmählern gelehrter Forschung, reifer Beurtheilung, und feiner Darstellung hat er die Geschichte bereichert, dieses fruchtbare Feld des menschlichen Wissens, für welches er lebte und webte, und das er selbst für die Kindheit und frühere Jugend **) urbar und nutzbar zu machen suchte.“

Das bei der Amalgamation abfallende Quicksalz (eine Art Glaubersalz) wird vom Professor Lampadius in Freiberg als ein sehr wirksames feuerlöschendes Mittel empfohlen. Er gibt den Rath, ein Faß von 2 bis 3 Eimern mit Wasser, worin $\frac{1}{2}$ Centner Quicksalz aufgelöst ist, an dem gefährlichsten Orte des Hauses zur Vorsicht bereitzuhalten. Diese Auflösung fault nicht, schützt das Faß gegen Fäulniß, gefriert nicht und löscht dreimal mehr als gewöhnliches Wasser. Der Centner Quicksalz kostet 3 Thaler auf der Siedehütte beim Amalgamirwerke zu Freiberg.

*) Siehe Nr. 33. des Wittenbergischen Wochenblatts.

**) Durch seine allgem. Weltgeschichte, wovon seit 1802 die 3te Aufl. erschien,